

PHILIPPA PERRY

DIE THERAPEUTIN UND IHRE MÖRDER



VON DER
AUTORIN DES
SPIEGEL
BESTSELLERS

Das Buch,
von dem du
dir wünschst,
deine Eltern
hätten es
gelesen
und deine Kinder
wären froh,
wenn sie es
gelesen hätten.
—
Philippe Peres



Dr. Pat Philipps und der tote Klient

ullstein 

**PHILIPPA
PERRY**

DIE
THERAPEUTIN
UND IHRE
MÖRDER



Dr. Pat Phillips und der tote Klient

Aus dem Englischen
von Elke Link

Ullstein

*Für die Dorna Braddon und den Prichard Knowles
der echten Welt – sie wissen, wer sie sind.*

PROLOG

»Nicht so nah an den Rand!«, warnte Patricia Phillips eine Gruppe koreanischer Touristen, die direkt an der Kante der Seven-Sisters-Kreidefelsen Hochzeitsfotos machten, wie es aussah. »Die Felsen hier bröckeln ab«, rief sie. »Dafür will man doch nicht sterben. Zurück!«

Sie stemmte die Hände in die Hüften und wartete. Die Touristen sahen sie verständnislos an und posierten weiter, ohne sich merklich von der weißen Kreidekante zu entfernen. Resigniert seufzend machte Patricia auf dem Absatz ihres uralten Wanderstiefels kehrt und stapfte den Pfad über die Downs entlang zu ihrem Cottage.

»Jeden gottverdammten Tag«, murmelte sie vor sich hin und zog ihren dicken Bademantel fester um sich. »Jeden gottverdammten Tag, und kein Mensch hört auf mich.« Sie blickte auf. »Leinen Sie doch Ihren Hund an«, herrschte sie eine Frau an, die ihren schwarzen Labrador frei auf der Schafweide laufen ließ. Wieder erntete sie nur einen ausdruckslosen Blick. Der Hund zockelte in Richtung der Herde, und die Schafe brachen zur Steilküste hin aus. »Zum Teufel noch mal«, fluchte Pat leise und gab dann mit aller Autorität,

die sie aufbringen konnte, den Befehl: »Sitz!« Zum Glück schenkte ihr der Hund mehr Beachtung als bisher alle anderen an diesem Morgen.

»Er hat noch nie Schafe gejagt«, verteidigte sich die Besitzerin des Labradors, eine kleine Frau mit kurzen, rotbraunen Haaren. »Normalerweise benimmt er sich ganz vorbild...«

»Anleinen!«, brüllte Patricia mit einer abweisenden Geste. Mehr brachte sie nicht heraus. Ihre Wut konnte sie nicht einmal mehr den Wechseljahren zuschreiben, dachte sie bei sich, genau in dem Moment, als ihr ein stechender Schmerz ins Hüftgelenk schoss. Sie zuckte zusammen. Allein das wäre Grund genug für ihre Laune gewesen, auch ohne die Idioten, die das Ganze noch verschlimmerten.

Der Wind frischte auf, als sie den Hügelkamm überquerte und auf ihr Cottage zulief. Hier oben blies es stets: Die Gräser waren flachgedrückt, die alten Weißdorn- und Ginsterbüsche dauerhaft gebeugt, gebeutelt vom Wind. Sie zog den Bademantel enger um sich und bereute es, ein bisschen länger im Wasser geblieben zu sein als sonst. Der Ärmelkanal hatte sie bis ins Mark ausgekühlt. Ihrer Meinung nach konnte niemand mit schlechter Laune aus dem Meer steigen, es sei denn, er brauchte eine neue Hüfte und war zu stur, das zuzugeben.

Sie ignorierte das kleine Holztor für Wanderer neben dem Viehrost und balancierte vorsichtig über die Metallstangen. Als sie um die Ecke zu ihrem aus Ziegeln und Feuerstein errichteten Cottage aus dem 18. Jahrhundert bog, blieb sie wie angewurzelt stehen. Nicht schon wieder! Jeden gottverdammten Tag. Abermals stand ein Auto auf dem Grünstreifen. Genau vor der Tür. In der Manier eines rotgesichtigen Bauern wollte sie gerade »Runter von meinem Grund!« rufen, als eine Frau und ein stämmiger Polizist aus dem Ford

Focus ausstiegen. Sie atmete tief ein und milderte ihre Reaktion zu einem eisig höflichen: »Kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Dr. Phillips?« Die Frau zeigte ihren Dienstausweis.
»Dürfen wir reinkommen?«

KAPITEL 1

»Ich bin Detective Sergeant Amanda Stevens, und das ist mein Kollege Police Constable Barry Footer«, stellte sich die Frau vor und berührte leicht ihren strengen braunen Dutt im Nacken. »Wir wollen Sie gar nicht lange aufhalten.«

Die beiden folgten Pat durch das Holztor und den Gartenweg entlang. Sie sahen ihr zu, wie sie sich bückte, den Blumentopf rechts neben der leuchtend gelben Haustür anhob und den Schlüssel hervorzog. Sie schloss auf und ging voran in die Küche.

Die Sonne schien durch das Fenster, das Radio lief, das Frühstücksgeschirr stand noch im Spülbecken, und auf dem kleinen runden Esstisch aus Kiefernholz in der Mitte des Raums häuften sich Unterlagen und Zeitungen. Ein halb ausgefülltes *Times*-Kreuzworträtsel lag neben einer Tasse kalten Kaffees, darüber eine aufgeschlagene *Financial Times*, in der einige Aktienkurse unterstrichen waren, und darauf ein abgegriffenes Sudoku-Heft. Ein schwarz-weißer Kater auf dem Sitzkissen eines Esszimmerstuhls hob träge den Kopf und musterte die Neuankömmlinge. Er gähnte, streckte sich und rollte sich sichtlich unbeeindruckt wieder zusammen.

»Tee? Kaffee?«, fragte Pat und stellte das Radio ab. »Kekse?«

»Kekse wären nicht schlecht«, meinte PC Footer und rieb sich freudig die Hände.

DS Stevens warf ihm einen tadelnden Blick zu und hob die stark geschminkten Augenbrauen. »Dürften wir Ihnen ein paar Fragen stellen, Frau Doktor?«, begann sie und zog den Stuhl des Katers heraus. Der Kater rührte sich nicht vom Fleck und fauchte. »Es geht um eine heikle Angelegenheit. Vielleicht würde eine Tasse Tee helfen.«

Wobei sollte Tee schon groß helfen? Pat schaltete den Wasserkocher ein. Als sie sich umwandte, versuchte DS Stevens gerade, den Kater vom Stuhl zu vertreiben, aber der hielt die Stellung.

»Lassen Sie das lieber bleiben«, warnte Pat. »Er bellt nicht, aber er beißt.«

»Sie sind Psychotherapeutin.« DS Stevens tat so, als hätte sie Pats Ratschlag nicht gehört. Sie zog einen Hocker unter dem Tisch hervor, setzte sich und nickte PC Footer zu, der sofort auf einem Stuhl neben ihr Platz nahm.

»Ja«, antwortete Pat.

»Gut.« DS Stevens sah sich in der Küche um. Ihr Blick wanderte schnell von den ungleichen, angeschlagenen Tassen an den Haken unter den weißen Hängeschränken aus Holz zu der Sammlung prähistorischer orangefarbener Le-Creuset-Bräter auf dem Kühlschrank, dem sterbenden Usambaraveilchen auf dem Fensterbrett hinter der Spüle und der überladenen Korkpinnwand mit gewellten Postkarten, Fotos, Eintrittskarten und Armbändern von zahlreichen Theateraufführungen und Konzerten. »Wohnen Sie schon lange hier?«

Sie übertrieb es mit dem Small Talk. Pat folgte ihrem

Blick. Was suchte die Frau? Was wollte sie von ihr? Würde sie gleich festgenommen werden?

»Acht, zehn Jahre, so in etwa.«

»Und Sie sind aus London hierher in die South Downs gezogen, nach Westlinke?«

»So ist es.«

»Sie leben allein?«

»Ich wohne mit Dave zusammen.«

»Ihr Mann? Ihr Sohn?«

»Mein Kater.«

DS Stevens nickte PC Footer kurz zu. Schrieb er das wirklich alles mit?

»Dave«, wiederholte er. »Der Kater. Sind das jetzt also acht oder zehn Jahre, die Sie hier wohnen?« Seine runden Bäckchen erröteten, als er zu Pat aufsah. Sein Bleistiftstummel schwebte über dem schwarzen Notizbuch.

»Neun Jahre und zwei Monate«, antwortete Pat, die ihm beim Schreiben zusah. »Und drei Tage«, fügte sie noch hinzu.

»Drei?« Er hob den Kopf.

»Drei.«

»Und hier praktizieren Sie?«, fragte Stevens und deutete auf die Unterlagen auf dem Küchentisch.

»Nein, nein«, antwortete Pat. »Meine Praxis befindet sich in einem Schäferwagen im Garten.« Sie nickte zum Fenster. »Dort empfangen ich meine Klienten. Hier drinnen würde ich das nicht wollen.«

»Nein«, lachte DS Stevens spitz. »Das verstehe ich völlig.«

»Aber heutzutage läuft das meiste ja über Zoom.« Pat gab sich alle Mühe, freundlich und gelassen zu wirken, ganz im Gegensatz zu Stevens' schroffer, desinteressierter Art. »Das ist vielen Leuten lieber. Also Zoom, meine ich. Dann müssen sie nicht aus dem Haus.«

»Ja, ja. Natürlich.« DS Stevens lächelte trocken.

»Und ich kann auf diese Weise mehr Leute behandeln«, ergänzte Pat.

DS Stevens' Miene wurde plötzlich sehr ernst. »Das bringt mich zu meiner Frage: Kennen Sie einen Mr Henry Clayton?«

Kurz waren alle still. Der Wasserkocher brodelte und klickte.

Pat goss die Teebeutel mit heißem Wasser auf und hielt den Blick auf die sich dunkler färbende Flüssigkeit gerichtet.

»Henry Clayton? Ich fürchte, ich unterliege der Schweigepflicht. Ich kann Ihnen das leider nicht sagen.« Sie sah hinüber zur Messingwanduhr. Er sollte um drei kommen.

»Nun gut. Wir wissen natürlich, dass Sie ihn kennen, zumindest beruflich.« DS Stevens seufzte und räusperte sich dann, den Blick jetzt auf Pat gerichtet. »Ich habe leider eine schlechte Nachricht. Vielleicht setzen Sie sich?«

»Danke, nein«, meinte Pat.

»Nun ... es tut mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Mr Clayton heute Morgen tot am Strand angespült wurde. Genau genommen auf den Kieseln gleich unterhalb von Birling Gap. Man vermutet, dass er durch Suizid gestorben ist.«

»Nein!«, rief Pat laut. Sie schob den beiden ihren Tee hin. »Milch? Zucker?«

»Ja bitte«, nickte PC Footer. »Beides.«

»Das kann nicht sein.« Ihr Berufskodex war jetzt ziemlich vergessen. »Ich habe ein Gespür für so etwas. Henry stellte keine Gefahr für sich oder andere dar.«

»Und warum glauben Sie das?«, fragte DS Stevens beinahe herablassend. »Ist er nicht der Typ dafür?«

»Typ ist nicht das richtige Wort.« Pat holte eine alte Blechdose vom Kühlschrank, die neben der Le-Creuset-Samm-

lung stand. Der Deckel war klebrig, von Fett und Staub überzogen, und das Verfallsdatum lag im letzten Jahrzehnt, aber sie machte die Dose trotzdem auf. »In uns allen steckt das Potenzial, Selbstmord zu begehen.«

»Durch Suizid zu sterben«, korrigierte DS Stevens.

»Uns das Leben zu nehmen, ja, aber das hängt von unserem Gemütszustand ab. Einen bestimmten Typ dafür gibt es nicht per se. Genauso sind wir alle zu außergewöhnlicher Tapferkeit, Liebe und Selbstaufopferung fähig. Aber Henry – Mr Clayton – war nicht suizidgefährdet. Er hat niemals Selbstmordgedanken geäußert.«

»Na ja, aber er war doch in Behandlung?« DS Stevens neigte den Kopf, um Anteilnahme auszudrücken. »Er hatte also durchaus psychische Probleme?« Die Kriminalbeamtin zeichnete mit ihren langen, ballettschuhrosa Fingernägeln kleine Anführungszeichen um die Wörter »psychische Probleme«.

»Das heißt aber nicht, dass er Selbstmord begehen wollte.«

»Durch Suizid sterben wollte«, korrigierte DS Stevens sie noch einmal.

Pat biss sich auf die Zunge und starrte auf PC Footers speckige Hand, die immer wieder in der Dose mit dem klebrigen Deckel verschwand. Ganz offensichtlich merkte er nicht – oder es kümmerte ihn nicht –, dass die Kekse, die er verputzte, weich und feucht waren und deutlich ranzig rochen. Im Hintergrund erklärte DS Stevens, sie hätten Henry am Fuß der Steilwand gefunden. Er sei auf dem Rücken gelegen, die Füße im Wasser, während die Wellen ihn umspülten. Am Morgen gegen acht Uhr hätten ihn ein paar Jogger des Westlinke Running Club entdeckt, die jeden Tag etwa um diese Zeit an diesem Strandabschnitt vorbeiliefen. Es gebe kaum

Verdacht auf Fremdverschulden, schließlich sei es Birling Gap und so weiter, das ganz in der Nähe des beliebten Suizidhotspots Beachy Head liege. Henry Clayton sei nicht von hier, deshalb sei er offensichtlich in die Gegend der Seven Sisters gefahren, um irgendwann zwischen Ebbe und Flut in der Nacht vom Sonntag, den 19. April, durch Suizid zu sterben.

Pat hörte zunehmend verärgert und frustriert zu. Nicht, dass Henry ein Freund von ihr gewesen wäre, natürlich nicht. Er war ein Klient, und sie hatte noch nicht sehr lange mit ihm gearbeitet. Vielleicht sechs oder sieben Wochen, das müsste sie in ihrem Terminkalender nachsehen. Aber er war ein junger Mann Anfang dreißig, der sein ganzes Leben noch vor sich gehabt hatte. Er war charmant, gut aussehend, ein netter Junge. Langsam nervte sie die Anwesenheit von DS Stevens in ihrer Küche.

Sie atmete tief durch und bemühte sich, gelassen zu bleiben. Stevens war vermutlich Mitte dreißig und ganz Effizienz und frisch gewaschenes Haar. Sie roch nach einem süßlich-schweren, blumigen Teenagerparfüm, war geschminkt, hatte geformte Wimpern und ein bisschen Kardashian-Contouring auf Nase und Wangen, die Art von Frau, die immer besonders gut aussehen will. An ihrem Ringfinger funkelte ein kleiner Solitär, als sie nach ihrem Tee griff. Ohne Ehering dazu wirkte er ein bisschen verloren. Sie trug ihn schon eine ganze Weile, da war sich Pat sicher.

»Woher wussten Sie, dass er Klient von mir war?«, unterbrach sie die Polizistin mitten im Satz.

»Wir haben Ihre Visitenkarte in seiner Brieftasche gefunden. Auf der Rückseite war das heutige Datum und 15 Uhr notiert«, sagte PC Footer. Die Zunge spitzte aus seinem weichen Mund heraus, während er hastig in seinem Notizblock

blätterte. »Dort standen auch noch ein paar andere Nummern, die wir alle angerufen haben. Aber das waren alles Taxis.«

»Ich verstehe überhaupt nicht, warum er schon hier war«, meinte Pat. »Eigentlich sollte er heute gegen Mittag aus London anreisen und dann direkt mit dem Taxi hierherfahren. Wir hatten sonst immer Zoom-Meetings, aber dieses Mal wollte er sich persönlich mit mir treffen.«

»Ach ja?« DS Stevens nickte PC Footer vielsagend zu. »Interessant. Was könnte wohl der Grund dafür sein?«

»Na ja, ohne zu sehr ins Detail zu gehen, er hatte Probleme in seiner Beziehung. Und er war besorgt wegen seiner Privatsphäre. Er hielt eine persönliche Sitzung für sicherer.«

»Er war also paranoid?«, legte Stevens mit einem Anflug von Triumph in der Stimme nahe.

»Nein«, antwortete Pat scharf. »Er wollte einfach nur persönlich vorbeikommen. Das ist nicht weiter ungewöhnlich, vor der Pandemie war es sogar üblich, sich von Angesicht zu Angesicht zu treffen.«

»Vielleicht hat er seine Meinung geändert. Vielleicht hat er beschlossen, stattdessen direkt zum Abhang zu gehen. Vielleicht war er überfordert? Oder es hat ihn überwältigt?«

»Nein, das glaube ich nicht. Wie ich schon sagte, er war nicht in dieser seelischen Verfassung.«

»Nun gut.« DS Stevens zuckte mit den Schultern und berührte erneut ihren Dutt am Hinterkopf. »Vielleicht hat er Ihnen seine wahren Absichten ja auch nicht verraten. Vielleicht hatten Sie es einfach nicht mitbekommen. Vielleicht, beruflich gesehen ...« Sie sprach den Satz nicht zu Ende.

Pat starrte sie an, ganz bewusst, ohne eine Miene zu verziehen. Ihr vom Meerwasser durchnässter, vom Wind zerzauster grauer Bob stand in alle Richtungen ab, aber ihr

Blick war ungerührt. Darauf achtete sie. In der Küche war es still, bis auf das leise Ticken der Wanduhr.

DS Stevens lächelte schwach. »Na ja, ähm, vielleicht könnten Sie ...«

»Um es klar zu sagen: Es gibt bestimmte Anzeichen bei Menschen, die gefährdet sind, sich das Leben zu nehmen.« Pat sprach ganz ruhig, ihre Worte waren wohlgesetzt. »Wenig Energie, geringes Selbstwertgefühl, eine strenge, kritische innere Stimme, die nicht verstummt.«

»Mag schon sein«, entgegnete Stevens. »Aber manche Dinge ändern sich. Er war wegen seiner psychischen Probleme in Behandlung – bei Ihnen. Und er gehörte zu der Altersgruppe, die besonders anfällig für einen Tod durch Suizid ist. Zwischen dreißig und vierundvierzig. Männlich. Er passt in alle Statistiken. Wir haben hier jährlich fünfundzwanzig bis vierzig Tode durch Suizid, wir sind also an solche Dinge gewöhnt. Wie können Sie sicher sein, dass er nicht in diese Statistiken fällt?«

»Menschen sind keine Statistiken«, antwortete Pat mit wachsender Verärgerung. Sie beugte sich vor und kniff sich in die Hüfte. Ein stechender Schmerz schoss durch ihr rechtes Bein, und sie schnappte unwillkürlich nach Luft. »Sie lassen sich nicht in Schubladen stecken. Wir sind alle Individuen.«

»Das könnte man sagen«, antwortete DS Stevens mit einem leichten Lachen. »Aber letztendlich fließen wir auch in Statistiken ein.«

»Ich glaube aus dem Grund nicht, dass er selbstmordgefährdet war, weil ich ihn danach gefragt habe.« Pat legte beide Hände auf den Tisch. »Das ist eine der ersten Fragen, die man stellt, sobald ein Klient sich hinsetzt. Zumindest ich mache das so. Ich führe auch eine vollständige Anamnese